

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt
auf den Philippinen

vom 25. Oktober bis 21. Dezember 2009

„Let`s hope for the best“

Medizintourismus auf den Philippinen

Von Martina Merten

Philippinen, vom 25. Oktober bis 21. Dezember 2009



Inhalt

1. Zur Person	256
2. Ein Moloch der Gegensätze: Arm und Reich in Mad-Manila	256
2.1 United Nothings: Wohnen in Manila	256
2.2 Verlorene Seelen – Mila und ich und der Junge mit dem Hund	259
2.3 Simplify your life – wie wohlhabende Filipina nach dem Sinn des Lebens suchen	261
2.4 Verarmter Adel: mein Besuch bei Dr. Genevieve Huang	262
2.5 Der Umgang mit Gerechtigkeit	263
2.6 Dicke und Dünne: wer isst, ist!	264
2.7 „Magandang Umaga“: Auf Tuchfühlung mit den Locals	265
3. Der andere Alltag und was dazu gehört	266
3.1 Reload, please: das Alles-Werkzeug Handy	266
3.2 Besen Besen nichts gewesen: der Reinigungsprozess	267
3.3 „Let`s eat“: Essen ist immer gut	267
3.4 Thank you, thank you, thank you, but no good-bye	268
3.5 Zeitung war gestern: heute gilt – Word of mouth	268
3.6 Musik für die Nerven: Verkehr im Moloch Manila	268
4. Glaube, Liebe, Hoffnung: Einstellung und Denken der Filipinos	269
4.1 Zweckoptimismus: „let`s hope for the best“ und andere Ermunterungen	269
	253

4.2	Die Mächtigste im ganzen Land: die katholische Kirche	269
4.3	Machtlose Bildungselite	271
4.4	Ja, nein, vielleicht, doch – Gesicht wahren auf asiatisch	272
4.5	„Let`s do a brainstorming“ – organisiertes Chaos	273
4.6	„Everybody is corrupt“	274
4.7	„Let`s interview everybody“ – Recherche für Anfänger	274
4.8	„I have a cousin“: Kontakte sind das A und O	275
5.	Der Plan vor dem Plan	276
5.1	Kein Wasser auf Palawan	276
6.	Medizintourismus auf den Philippinen	278
6.1	Ein Land der Gegensätze auch im Gesundheitswesen	278
6.2	Viele viele Fragen	279
6.3	Viele Antworten und einige Schlussfolgerungen	280
7.	Schönes, reiches und glückliches Deutschland	286
8.	Danksagung	287

1. Zur Person

Sich auf einem anderen Kontinent genauso wohl zu fühlen wie auf dem eigenen, konnte sich Martina Merten während ihrer ersten 25 Lebensjahre nicht vorstellen. Im Dezember 1976 in Dortmund geboren, in Waltrop zur Schule gegangen, verschlug sie das Studium nach Bonn – für sie war das damals ein großer Schritt. Erst zum Ende des Studiums der Politikwissenschaften, Wirtschaftsgeschichte und des Völkerrechts zog es sie 2000 erstmals in die Ferne: für ein viermonatiges Praktikum im Auslandsbüro der Konrad-Adenauer-Stiftung in Manila auf den Philippinen. Seitdem ist das Arbeiten im Ausland aus ihrem Leben nicht mehr wegzudenken. Nach ihrem Volontariat in der Politikredaktion des Deutschen Ärzteblattes in Köln ging sie in das Hauptstadtbüro der Redaktion nach Berlin. Neben ihrer festen Tätigkeit als Redakteurin für Gesundheits- und Sozialpolitik machte sie sich als Fachjournalistin selbständig. Von 2005 bis 2008 folgten Recherchereisen nach Polen, Tschechien, die Slowakei, Ungarn, Slowenien, Bulgarien, Rumänien, das Baltikum, China und Vietnam. Im Mittelpunkt dieser Recherchen stand die Frage, wie sich der politische Transformationsprozess auf das Gesundheitssystem, insbesondere das Krankenversicherungssystem, dieser Länder auswirkt. Als Mitglied des Berliner Journalistenzusammenschlusses *journalists.network* organisierte sie 2007 eine zehntägige Pressereise für deutsche Journalisten in das Land, das sie seit 2000 nicht mehr losgelassen hatte: die Philippinen. Und stellte im Anschluss fest: durch all die Organisation für die Gruppe war sie selbst nicht zum Recherchieren gekommen. Die Heinz-Kühn-Stiftung ermöglichte ihr 2009 das, wovon sie jahrelang geträumt hatte: zwei Monate lang ausführlich nur zu einem Thema zu recherchieren – (Medizintourismus) auf den Philippinen. Seit Mitte 2009 arbeitet Martina Merten außerdem als Dozentin für Gesundheitsjournalismus am Konrad-Adenauer-Asian Center for Journalism in Manila und bereitet sich auf einen Master in International Health an verschiedenen europäischen und asiatischen Public Health Instituten vor – um künftig noch häufiger im Ausland unterwegs zu sein.

2. Ein Moloch der Gegensätze: Arm und Reich in Mad-Manila

2.1 United Nothings: Wohnen in Manila

Heute, rückblickend, aber eigentlich auch schon nach wenigen Tagen auf den Philippinen und in der Hauptstadt, konnte ich nicht anders als die Metropole „Mad-Manila“ zu nennen. Denn in diesem Riesenmoloch, der fast

nichts Schönes an sich hat und in dem 18 Millionen Menschen leben, prallen Gegensätze so stark aufeinander, wie ich es in noch keinem anderen Land gesehen habe. Während sich die meisten der wohlhabenden Filipinos – das sind etwa zehn Prozent von 90 Millionen Inseinwohnern – in einem der schicken, eingezäunten Quartiere im Geschäftsviertel Makati oder südlich der Stadt, in Alabang, in vornehmen Villen verschanzt haben, wohnt die breite Masse in einfachen Häuschen, gesichtslosen Hochhäusern oder in verdreckten Hütten. „So ist das eben in Entwicklungsländern“, lauteten vereinzelt Reaktionen auf mein Entsetzen, zumal, so der Kommentar einiger Freunde und der Familie, ich doch nicht zum ersten Mal mit Bildern wie diesen konfrontiert sei. Gewöhnt man sich an Ungerechtigkeiten? Sollte ich, nur weil ich in der Tat nicht zum ersten Mal in einem Entwicklungsland arbeitete, auf diese schreiende Ungerechtigkeit weniger sensibel reagieren? Sollte ich es inzwischen als „Alltäglichkeit“ abtun, wenn Achtjährige an meine Taxischeibe klopfen und um ein paar Cent bitten, Zehnjährige spärlich bekleidet noch nachts um 23 Uhr in den Gassen umherirren, 14-jährige Mädchen mit zu viel Schminke im Gesicht und kurzem Rock Kaugummi kauend jede Nacht vor blinkenden Schildern stehen, ein Großteil der Filipinos von maximal fünf Euro am Tag lebt und eine Familie durchbringen muss, während nebenan in Pizzerias oder in den 5-Sterne-Hotels der Stadt übergewichtige Reiche Unmengen an Halo-Halo (das Lieblingseisgemisch der Nation) in sich hineinschaufeln?

Das Haus, in dem ich ein kleines Zimmer zur Untermiete fand, befand sich auf der Trennlinie zwischen Reich und Arm. Beide Welten waren nur eine einzige Gehminute voneinander entfernt. Blickte ich aus meinen Zimmerfenstern, so funkelten mir in der Weihnachtszeit Tausende von Lichtern entgegen, die an akkurat geschnittenen Hecken und Palmen rund um Rockwell hingen, dem teuersten Einkaufstempel der Stadt. Direkt neben der Einkaufsmall liegen vier große Wohntürme sowie das Bürogebäude der Firma Nestlé. In den eleganten Wohntürmen haben sich unter anderem Mitarbeiter der Asiatischen Entwicklungsbank (ADB) eingemietet, in der Regel für mehr als 1.500 Euro Monatsmiete, mit Pool, Pförtner, stündlicher Toilettenreinigung im Eingangsbereich und sterilem Ambiente. Zwischen meinem Haus und Rockwell befindet sich eine zwei Meter hohe Mauer, vor der Mauer stehen Wächter, die sich genau anschauen, wer die Schwelle zum Luxus übertritt. Auf der Rückseite meines Hauses liegt ein normales philippinisches Wohnviertel, hier spielen Kinder auf der Straße, Hunde streunen herum, Katzen, die ein oder andere Karaoke Bar in einfachen Verschlägen, morgens und abends laufen Händler mit kleinen Wagen umher und verkaufen diese komischen schwarzen Eier namens Balut, wobei sie das „u“ gefühlte fünf Minuten betonten (Baluuuuuuuuuuuuuuuuut!). Etwa zwei Minu-

ten von meinem Haus entfernt gibt es einen typischen einheimischen Markt, hier verkaufen Filipinos Obst und Gemüse, Fisch und Fleisch zu lokalen Preisen, Kokosnuss-Saft und weiße, kleine Brotbällchen und Reiskuchen, beides zu 80 Prozent aus Zucker bestehend. Je nach Lust und Laune und Stand meines Nervenkostüms konnte ich mich also für die eine oder die andere Seite der Mauer entscheiden, für einen Gang durch die vollklimatisierte Mall, in der sich ausschließlich gut gekleidete Filipinos aufhalten, oder für einen Spaziergang durch den „Barangay Poblacion“. Entschied ich mich für den Spaziergang durch meine kleine Siedlung, konnte ich mir der Blicke eines jeden sicher sein, vor allem, wenn ich halbwegs normale Kleidung und keine ausgelatschten Flip-Flops und Shorts trug, sondern Rock und Bluse nach einem offiziellen Termin. Noch extremer, noch schreiender offenbarte sich der Gegensatz, wenn ich den Fluss, der unmittelbar an mein Wohnviertel und auch an die Ausläufer der Mall grenzt, überquerte. Hierbei war ich wie so oft die einzige Westlerin, die sich auf das Floß zum Überqueren des Flusses gesetzt hatte, ich war wie so oft die Einzige, die sich überhaupt fünf Gehminuten von der Mall entfernte.

Große Teile des Viertels jenseits des stinkenden Flusses (Mandalyong) stellten sich als noch einfacher heraus als der Abschnitt hinter meinem Haus. Als Westlerin hierherzukommen war eine kleine Sensation. Die Filipinos auf der Straße starteten mich an als käme ich von einem anderen Planeten. Die Kinder riefen „Hey Joe“ – denn in ihren Augen ist jeder Mensch mit weißer Hautfarbe ein Joe, ein Amerikaner. Meist lächelte ich sie an, erwiderte ihren Gruß und lief weiter. Doch nach einiger Zeit, nach etwa 30 Minuten, fühlte ich mich zunehmend unwohl, spürte ich doch, wie die Blicke nicht von mir abließen, ich spürte förmlich ihre Fragen nach dem „Warum“. Was macht diese weiße Frau hier in unserem einfachen Viertel, warum läuft sie, hat sie kein Geld und kann fahren, wie all die anderen Weißen? Einige ältere Filipinos boten mir an, mich mit dem Trycicle wieder „auf die andere Seite“ zu bringen, dorthin, in die Reichegend, wo ich in ihren Augen hingehörte.

Es war schade und ernüchternd im Laufe der Zeit festzustellen, dass sich viele Expatries selbst nach Jahren in der Stadt, in dem Land, fußläufig nicht ansatzweise auskennen. Ein Großteil der Ausländer in Manila hat einen Fahrer, eine „Mate“ (Hausfrau), wohnt in einem der begrünten Viertel hinter Mauern, sei es Dasmarias, Forbes, San Lorenzo oder im neu entstandenen Global Village. Es gibt zwar nur zwei öffentliche Hauptverkehrslinien, die das Auto ersetzen, eine von Nord nach Süd und eine von West nach Ost (MRT und LRT), für die Massen also nicht ansatzweise ausreichend. Doch selbst diese zwei Linien werden von den meisten Westlern nicht einmal benutzt. Wozu auch. Euro und Dollar ermöglichen es ihnen, am wahren philippinischen Leben vorbeizuexistieren.

Ich weiß nicht, warum Ausländer aus dem Westen das Interesse für das wahre philippinische Leben verlieren oder nie hatten, ich verstehe nicht, dass man sie ausschließlich in ihren Gettos, teuren Supermärkten und hinter verdunkelten Autoscheiben sieht. Ich verstehe nicht, warum kein Interesse für den Filipino auf der Straße besteht oder warum dieses Interesse nach wenigen Wochen scheinbar verloren geht. Ich bekam im Laufe der zwei Monate eine Ahnung davon, dass man sich mit der Zeit ein dickeres Fell zulegen muss, um mit dem täglichen Elend zurechtzukommen. Warum sich aber viele in einer Ersatzwelt abschirmen, habe ich bis heute nicht verstanden.

2.2 Verlorene Seelen – Mila und ich und der Junge mit dem Huhn

An einem der ersten Sonntage machte ich mich auf den Weg zu meinem Lieblingsort in Manila, Intramuros – Zwischen den Mauern – dem alten Stadtviertel der Spanier. Ich lief also in diesen Stadtteil, setzte mich recht bald auf eine Bank, um das bunte Treiben der philippinischen Sonntagsmassen zu beobachten. Wie so oft dauerte es keine fünf Minuten, bis ich angesprochen und nach irgendetwas gefragt wurde. „Mum (Määääääääääääääääääääm), can I come with you, mum, where are you coming from, mum, can I show you the way?“ Umso überraschter war ich, als sich eine Weile später eine junge, gepflegte Frau auf die Bank neben mich setzte, jedoch nichts wollte. Sie saß schweigend da, mit einem Schirm in der Hand als Schutz vor der Sonne, sie blickte auf den Boden vor sich. Es war Mila. Mila ist 35 Jahre jung, sie hat 6 Kinder. Und Mila, so antwortete sie mir auf eine meiner Fragen, hat einen Mann zu Hause sitzen, der keine Arbeit hat, der trinkt, der sie schlägt. Er ist noch nicht einmal ihr Mann, sie seien nicht verheiratet, verriet mir Mila, für eine Heirat habe das Geld nicht gereicht. Mila war an diesem Sonntag von zu Hause geflüchtet, hatte ihre sechs Kinder in die Obhut ihrer Mutter gegeben, diese wohnt in einem Raum, einem Zimmer. Sechs Kinder, kein Geld. Mila lächelte mich mit ihren braunen, unschuldigen Augen an, sie wollte nichts, sie bettelte nicht, sie wollte nur jemanden treffen, der ihr zuhört. Mila und ich gingen eine Weile nebeneinander her, ich bat sie, mich zu begleiten, ich lud sie zu einer Cola ein. Sie zeigte mir das Bild von ihrem jüngsten Kind, sie wollte sich trennen, sagte Mila, aber sie hätte Angst vor der Reaktion ihres Mannes. Nach einer Weile begriff ich, dass es hier an jeder Ecke Schicksale wie die Milas gibt, und wollte ich allen Milas helfen, sie alle auf eine Cola einladen, ich hätte viel zu tun. So bat ich Mila nach einer Stunde, mich alleine weitergehen zu lassen, ich könne ihr leider nicht helfen, sie solle auf sich Acht geben. „Take care, Mila“, waren meine letzten Worte,

es brach mir das Herz, aber was sollte ich tun? Keine zwei Stunden später schrieb Mila mir eine SMS, ob sie mich nicht weiter begleiten könne, „I am lonely, mum“. Nein, das könne sie nicht, schrieb ich, aber ich sei für sie da, wenn etwas sei. Erneut drehte es mir den Magen um, ich fuhr nach Hause, schweren Herzens, voller Abscheu vor dieser Stadt, diesen Umständen, diesen zwei Welten. Ich begab mich zurück in mein Haus auf der Trennlinie von Arm und Reich, zog die Decke über den Kopf, obwohl es heiß war, träumte von Mila und ihren sechs Kindern. Mitten in der Nacht wachte ich auf, ich wachte auf vom Klingeln meines Handys, vom Klingeln einer Nachricht – es war Mila. Sie sei alleine, wisse nicht, wie es weitergehen soll, „I am lonely, mum“, schrieb sie mir erneut. Es war eine von vielen Nächten, in denen ich schlecht und nicht tief schlief.

Es gab noch eine andere Begebenheit, die mich tagelang nicht losließ. Nach meinem letzten Interview im Geschäftsviertel Makati begegnete mir wie so oft ein kleiner, bettelnder Junge, er war von Kopf bis Fuß dreckig, ohne Schuhe, trug nur ein altes T-Shirt und ausgelatschte Shorts. Er zupfte an meinem Arm, an meiner Hand, blickte mich mit seinen dunklen Augen an, führte seine Hand wie ein Taubstummer an seine Lippen, um mir zu signalisieren: „Hunger!“ Ich lief weiter. Manch andere Passanten, die vielen Wohlhabenden hier (die wenigen vielen), blickten verächtlich auf den Jungen herab. Soll er doch in den anderen Stadtvierteln bleiben, mögen sie sich gedacht haben, nicht hier bei uns im elitären Makati, weg mit Dir, Du störst unser ästhetisches Empfinden. Der Junge wich nicht von meiner Seite. Warum ich, keine Ahnung. Nach ein oder zwei Minuten blieb ich stehen, blickte ihn an, sagte: „We go to 7-Eleven now“ (eine Art Kiosk mit Essen), er nickte, wir beide liefen wie ein Ehepaar nebeneinander her. Wir blickten einander nicht an, wir sprachen nicht miteinander. Wir liefen so, viele Minuten, schweigend nebeneinander her. Kein 7-Eleven in Sicht. Ich überlegte, einfach abzubiegen, stehenzubleiben, ihn zu ignorieren, so wie ihn alle ignorierten, einfach weiterzugehen, so zu tun, als habe ich ihn nicht gesehen, wie jeden Tag. Nach fünf Minuten erblickte ich auf der anderen Straßenseite einen 7-Eleven-Shop. Ich schaute ihn an, nickte, nuschelte: „Lets go there“, er folgte. Wir traten in den Laden ein, alle schauten ihn an, was macht ein dreckiger, kleiner Junge hier, erneut spürte ich die Fragen der anderen. Ich überlegte blitzschnell, was ich ihm zu essen kaufen soll, Schokolade, Eis, nein, was Richtiges. Ich kaufte ihm für 70 Peso, das ist etwa ein Euro, ein Stück Hühnchen mit Soße, es wurde eingepackt, mir überreicht, ich überreichte es ihm. In diesem Moment war Weihnachten und Geburtstag auf einen Schlag für den Jungen, es war der 16. Dezember, Weihnachten nahte in der Tat. 70 Pesos, soviel haben viele nicht für einen gesamten Tag. Er nahm die Tüte, schaute mich an, lief davon. Ich auch. Eine Stunde später befand ich mich erneut in einem 7-Eleven, eine Telefonkarte kaufend.

Auf dem Boden lag ein kleiner Junge, noch jünger als der zuvor, dreckiger als der zuvor, er rollte sich von links nach rechts, keiner beachtete ihn. Ich kaufte meine Karte, ich lief hinaus. Der Junge lief mir nach. Er griff nach meiner Hand, er ließ sie nicht los, er schaute mich an, ich schüttelte mit einer solchen Wucht seine Hand von meiner ab, dass ich mich wenige Sekunden später über mich selbst wunderte. Ich beschleunigte den Schritt, lief weiter, atmete weiter, versuchte nicht darüber nachzudenken, dass dieser Junge nun kein Huhn bekam. Nicht von mir, nicht von einem anderen, vielleicht später.

Es gibt Dinge, an die kann man sich wohl nie gewöhnen. Und das hier ist noch nicht einmal Afrika. Es gibt Menschen hier, die so reich sind, dass sie abends mit dem Hubschrauber zum Restaurantdach geflogen werden. Es gibt einige davon. Und es gibt die vielen anderen.

2.3 Simplify your life – wie wohlhabende Filipina nach dem Sinn des Lebens suchen

Keine zwei Tage später, nachdem ich Mila getroffen hatte, entschied ich mich, ein Steiner-Seminar ganz in der Nachbarschaft zu besuchen. Es sollte um die eigene Biographie gehen. Das fand ich durchaus interessant, beschäftigte ich mich doch während meines Aufenthalts ganz intensiv mit diesem Thema. Was ich nicht wusste, was mir aber schlagartig nach dem Betreten des Seminargebäudes bewusst wurde: ich war inmitten einer Traube reicher, gelangweilter Filipinas gelandet, deren einzige Sorge daraus zu bestehen schien, wie sie die Kleidung in ihrem Schrank soweit reduzieren können, dass wieder neue darin Platz findet. Dies war der eigentliche Kulturschock für mich. Eine der Frauen erzählte mir innerhalb der ersten dreißig Minuten, dass sie dabei sei, ihr Leben zu vereinfachen, „I want to simplify my life, I already lost 20 kilograms“. My gosh, dachte ich bei mir, wo bin ich hier gelandet. Diese Frau beschäftigte sich geschlagene zehn Minuten damit, wie sie ihr Leben vereinfachen könne, diese vielen Sachen in ihrem Schrank, das ginge nicht mehr – gerade jetzt, wo sie so viel abgenommen habe. Eine andere Frau, sie sah sehr europäisch aus, eine von vielen Mischlingsfrauen auf den Philippinen, erzählte daraufhin, sie sei seit neun Monaten dabei, von einem Haus in das andere umzuziehen, ihre Familie besitze nämlich mehrere Häuser, und diese Packerei ginge ihr langsam an die Substanz. Ich überlegte geschlagene 15 Minuten, welche Geschichte ich zum Besten geben sollte, mir kam Mila in den Sinn, doch irgendwie schien Mila in diesen Welten so gar keinen Platz zu haben. So ließ ich Mila beiseite, schob nach einer Stunde ein berufliches Telefonat vor und verließ auf dem schnellsten Wege dieses Haus, diese Frauen.

Gerade wieder in meinem Haus angekommen, klingelte es an der Tür. Esther, eine Filipina und gute Freundin meiner schottischen Vermieterin, stand an der Tür, sie kam während meiner Zeit regelmäßig vorbei. Esther ist der Inbegriff von Herzlichkeit gepaart mit Zurückhaltung, ihre Augen strahlen, wenn sie über ihre ersten Versuche spricht, Schmuck zu schmieden. Esther, so erzählte sie mir an diesem Abend – also kurz nach dem Steiner-Seminar – hat zehn Jahre in der Gosse gelebt, ihr Vater ist auf der Straße ermordet worden, „sie könne überall schlafen“, erzählte sie mir. Doch am besten schlafe sie im Haus von „Mum Chrissie“, also meiner Vermieterin. Ich betrachtete ihren Schmuck, diese Frau, so stolz, so einfach, intelligent, und dachte, dass solche Gespräche doch so viel mehr Substanz haben als irgendein „simplify Mist“ mit gelangweilten Damen aus den Reichenvierteln. Als ich Esther dann noch ihre ersten Ohrringe abkaufe, ich für sie Modell stand, ihr von meinem Stiefvater erzählte, der auch Silber schmiedet, da war Esther – so glaube ich – für einen Moment die glücklichste Frau in diesem Viertel. Schmieden, so verriet sie mir, sei „passion“, und jeder habe doch im Leben eine Aufgabe, die in ihm oder ihr diese Leidenschaft auslöse. Dort, wo sie ihren Schmuck herstelle, wo sie ihre Zeichnungen anfertige, das sei für sie „Home“. Das war ein Gespräch, ein Moment, der mich glücklich machte während meiner Zeit auf den Philippinen, das war eine Begegnung, die mich hoffen ließ. Darauf hoffen, dass doch noch irgendwann alles gut wird in diesem Land.

Einen Kontakt aus dem Steiner-Seminar hielt ich übrigens in den Wochen darauf noch ein wenig aufrecht: den zu Weng Domingo, einer Chinoi-Filipina. Weng wohnt im Reichen-Viertel Dasmarias, sie lud mich ab und an zu ihren illustren Freizeitaktivitäten ein, sei es zur Bibelinterpretationsstunde, sei es zum Frauenklatsch-Lunch beim Nobelitaliener in Rockwell. Zweimal traf ich mich noch mit ihr, denn während dieser Treffen lernte ich eine ganze Menge über das Denken der Neureichen und der immer Reich Gewesenen. So begriff ich beispielsweise, dass Frauen wie Weng niemals nach Ägypten reisen würden, denn Ägypten sei ja „ein so armes Land“. Ich begriff, dass sich die wenigen Reichen dieses Landes nur dann gegenseitig akzeptieren, wenn die eine die andere mit Statussymbolen übertrumpfen kann, ich lernte, dass sie sich gegenseitig nicht viel zu sagen haben. Ich lernte auch, dass die Reichen auch auf den Philippinen nicht glücklicher sind. Ganz im Gegenteil.

2.4 Verarmter Adel: mein Besuch bei Dr. Genevieve Huang

Wie weit die Realität von Leuten wie Weng vom wahren Leben auf den Philippinen entfernt ist, machte mir noch eine weitere Begegnung deutlich:

die mit Dr. Genevieve Huang, auf deren Visitenkarte noch die folgenden Ergänzungen zu lesen sind: Diplomate of Dermatology, Fellow of Deutscher Akademischer Auslandsdienst, Fellow of the American Academy of Dermatology, Member of the Philippine Dermatological Society, author of several publications. Ich hatte mich mit Dr. Huang, Genevieve, wie ich sie „netterweise“ gleich nach wenigen Minuten nennen durfte, in ihrem Haus getroffen, da sie ein Zimmer untervermietete. Ihr Haus befindet sich, wen überrascht es, in einem netten Viertel inmitten von Makati, in ihrer Anzeige stand nichts über den Preis des Zimmers, das sie zur Untermiete anbot. Das Haus sah von außen nett und gepflegt aus, Bougainville säumten dessen Umrisse, der Rasen war frisch gemäht. Als Genevieve mich auf das Haus zukommen sah, winkte sie ganz wild und aufgeregt, rief: „Ohhhhhhhhh, you’re looking good“, wirbelte mit einer Blume in ihrer Hand umher und bat mich dann hinein. Wahrscheinlich wäre das der beste Moment gewesen zu gehen. Dr. Huang entpuppte sich als Psychofrau, als Neurotikerin, in einem Haus, das mit alten, vergammelten Dingen vollgestopft ist, für die sie sich alle zwei Minuten entschuldigte. Ich verbrachte ganze zwei Stunden mit ihr, erst aus Interesse an dem Raum, dann aus Interesse an dieser Frau, zuletzt, weil sie mich einfach nicht wegließ. „I talk to much“ sagte sie in regelmäßigen Abständen, ich solle sie unterbrechen, wenn es mir zu viel würde. Ich konnte nicht. Denn Genevieve erzählte ohne Unterlass ihre gesamte Lebensgeschichte, all ihre Geschwister zählten zu den Reichen und Schönen der Stadt, nur sie, die Dermatologin (mit Hang zu Selbstanwendungen) sei nicht bedacht worden. Trotzdem könne sie es einfach nicht lassen, weiter ihren Reisen in alle Welt nachzugehen, täglich zu shoppen und der ein oder anderen Ausstellungseröffnung beizuwohnen. Die Wohlhabenden seien ihre besten Freunde, jede Straße Manilas sei nach ihrer Familie benannt. Umso tragischer sei es, dass sie in der Erbfolge nicht bedacht worden sei und nun auf all das, was den anderen Familienmitgliedern zustünde, verzichten müsse. Deshalb, das müsse ich verstehen, fiele die Untermiete für das kleine Zimmer in ihrem Haus etwas höher aus, 450 Euro wollte sie dafür haben, ich konnte es kaum fassen. Völlig erschlagen schlich ich gegen Mittag aus ihrem Haus. Ich habe mich nie wieder bei ihr gemeldet.

2.5 Der Umgang mit Ungerechtigkeit

An so manchem Tag habe ich mir stundenlang die Frage gestellt, wie man die Ungerechtigkeit in diesem Land als Westler auf Dauer verarbeitet, wenn man hier lebt. Nur, in dem man die Augen vor dieser anderen, zweiten, armen Welt verschließt? Ist es das?

Oder indem man sich abends trifft und mit Gleichgesinnten Cocktails für wenig Geld in sich hineinstürzt, weil das Abhilfe bringt? Ist es das? Indem man sich jedes Wochenende in einem Flieger zum kristallblauen Meer begibt, von Palmwedeln umgeben, und beim Tauchen, Baden, Surfen oder was auch immer eine Welt zurücklässt, die einen halbwegs tiefsinnigen Menschen nicht einfach kaltlassen kann. Ist es das? Oder indem man sich jeden zweiten Abend von liebevollenden Händen und lächelnden Damen den Rücken massieren lässt, die Fingernägel lackieren und die Fußnägel bepinseln? Ist es das? Ich habe es nicht herausgefunden. Ich bin zum Ende meines Aufenthalts nur zu dem Entschluss gekommen, dass ich nicht mehr vorschnell urteilen werde über jene Westler, die ihren eigenen Weg hier irgendwie gefunden haben. Die hier leben, nicht Urlaub machen. Die hier arbeiten müssen, ja, auch wollen, die produktiv sein müssen. Nicht nur tauchen können. Welcher Weg auch immer es ist: Einfach ist er sicherlich nicht. Man muss sich wohl nur ganz genau die Frage stellen, warum man hier ist. Und ob man das kann.

2.6 Dicke und Dünne: wer isst, ist!

Wenn man aber schon einmal im Land ist, zumindest in Magic-Manila, hat man sich noch an etwas anderes recht schnell zu gewöhnen. Andernfalls hat man nämlich ein Problem: an Fastfood. Wer bei den Philippinen an exotische Küche denkt, leckere Reisgerichte im Thai-Stil oder schmackhafte Suppen wie in Vietnam, wird recht bald eines Besseren belehrt: denn die Amerikaner – trotz ihrer langen Abwesenheit – haben (leider) einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Und auch hierbei gilt: je mehr Geld ein Filipino hat, desto amerikanischer gestaltet sich sein Lebensstil. Deshalb ist es auch das Ziel eines und einer jeden, zum perfekten Abklatsch eines Amerikaners zu werden. Geht man in den besser gestellten Vierteln einkaufen, gleicht dies einer Odyssee aus Plastik und Fertig-Küche, jedes noch so kleinste Detail wird mit mindestens einer Plastiktüte umwickelt, hinter den Kassen stehen im Durchschnitt vier Frauen, von der die eine die Tüte aufhält, die nächste das Produkt hineinlegt, die dritte die Tüte mit einem Tacker zuknipst und die vierte den Preis in die Kasse eingibt. Ähnliches findet am Laufband einer Supermarktkasse statt (woran man sich allerdings gewöhnen kann, da der Kunde als König keines seiner erworbenen Produkte selbst in die rund sechs Plastiktüten legen muss). Auf den Straßen Manilas reihen sich amerikanische Fast-Food- und Coffee-Ketten aneinander, wovon Shaky's, McDonalds, Pizza Hut, KFC, Starbucks, Coffee Beans und Seattle's Best nur einige sind. Da Filipinos den Amerikanern in nichts nachstehen wollen, ha-

ben sie in den letzten 15 Jahren eigene Fast-Food-Ketten gegründet, die sich insbesondere bei der (wenngleich noch zahlenmäßig kleinen) Mittelschicht wachsender Beliebtheit erfreuen. Jollibee ist die wohl Bekannteste. Dabei sollte man nicht glauben, dass diese Fast-Food-Ketten günstig sind. Wenn ich mir beispielsweise ein kleines Menü bei Jollibee gekauft habe, war ich im Schnitt 140 Pesos los, das sind mehr als zwei Euro. Für einen Filipino, der auf dem Land lebt, ist dies das Geld für den gesamten Tag für die gesamte Familie. So ist es auch nicht erstaunlich, dass die Dicken des Landes auch zu den Vermögenden zählen – anders als in entwickelten Ländern. Denn der Körperumfang wird häufig als Zeichen von Wohlstand gewertet, wie bis in die Fünfzigerjahre noch bei uns, als Zeichen für das angestrebte, amerikanische Aussehen und den dickeren Geldbeutel. Nur ganz körperbewusste – und auch hier sind die Parallelen zu den USA zu ziehen – achten auf ihre Ernährung, das aber wiederum auf so pedantische Art und Weise, dass es in einem Land wie den Philippinen Kopfschütteln auslöst. Was wirklich traurig ist: Viele Menschen auf dem Land können sich keine gesunde Ernährung leisten, Gemüse ist für sie häufig unerschwinglich, ebenso Obst, Fisch und fettfreies Fleisch. So gibt es auch auf dem Land an jeder erdenklichen Ecke kleine Sari-Sari Läden, in denen es vom Lutscher, über Weißbrot, Zigaretten bis zum Waschmittel in kleinen Päckchen vieles gibt – nur nichts Nahrhaftes. Kinder, die ein paar Pesos in der Hand haben, laufen so auch als erstes zu diesen Sari-Sari-Stores, um von dem wenigen Geld Süßes zu kaufen. Oder sie kaufen in einer der vielen Bäckereien Weißbrot, das wiederum überwiegend Zucker und wenig Ballaststoffe enthält. Es bläht den Magen auf, ohne ihn zu füllen. Erst recht spät während meiner Recherchen habe ich die wahre, leckere philippinische Küche kennengelernt, oder zumindest das, was man essen kann, wenn man Geld hat. Es hat wunderbar geschmeckt. Und ich habe mir gewünscht, dass viel mehr Menschen von den reichen Rohstoffen dieses grünen Inselstaats profitieren können.

2.7 „Magandang Umaga“: Auf Tuchfühlung mit den Locals

Die meisten Informationen über das Leben der Durchschnittsfamilien in den Städten habe ich von Taxifahrern bekommen. Das sind zu 100 Prozent Männer aller Altersklassen. Sie kämpfen sich mit ausgebeulten Schlitten durch das Verkehrschaos der einzelnen Stadtteile, das natürlich am größten im Geschäftsviertel Makati ist (dazu später mehr). Nach einigen netten Eingangssätzen (im Laufe der Zeit auch auf Tagalog, dem am meisten gesprochenen Dialekt) hatte ich sie zumeist soweit auf meiner Seite, dass sie meine neugierigen Fragen nicht als anmaßend oder belästigend empfanden. Ganz im Gegenteil! Auf jeder dritten Fahrt (hier muss ich zu meiner Verteidigung

sagen: die für uns Europäer praktisch nichts kostet, im Schnitt habe ich nie mehr als 60 Cent bis 2,50 Euro bezahlt) lernte ich Neues hinzu. Ich lernte, dass ein Taxifahrer monatlich etwa 100 Euro nach Hause bringt, meist seine Familie nur ein bis zwei Tage die Woche sieht, da viele Fahrer nicht direkt aus dem Zentrum Manilas stammten, sondern aus Kostengründen außerhalb wohnen. Ich lernte, dass es keine Besonderheit hier ist, vier bis acht Kinder zu haben. Auch begriff ich, wie schwer es ist, für eine vier- bis achtköpfige Familie allen Kindern Schulbildung zu ermöglichen. Manchmal entschuldigten sich die Taxifahrer bei mir dafür, dass ihr Englisch aufgrund fehlender Schulbildung so schlecht sei oder dass sie nicht wüssten, was eigentlich Europa ist. Geschweige denn, wo Europa liegt. Ich fand das herzerreißend liebenswürdig und entgegnete dann immer, mein Tagalog sei viel schlechter als ihr Englisch.

3. Der andere Alltag und was dazu gehört

3.1 Reload, please: das Alles-Werkzeug Handy

Wer glaubt, bei uns in Deutschland sei die Handymanie ausgebrochen, war noch nicht auf den Philippinen. Es gilt zwar auch in anderen asiatischen Ländern das Motto: Warum zum Hörer greifen, wenn es auch eine Textnachricht tut? Doch die Filipinos sind weltweit die Meister im Texten. Keine andere Nation sendet täglich so viele (unsinnige) SMS hin und her wie die Filipinos. Das ermöglicht natürlich der günstige Preis, eine SMS kostet umgerechnet weniger als einen Cent. Egal, wie weit man von der Zivilisation entfernt ist, selbst im hintersten Gebüsch gibt es noch einen Sari-Sari-Shop, in dem man „reloaden“, also sein Handy aufladen kann. Freunde schicken sich gegenseitig schnell mal Load, aufwendige Verträge mit festen Paket-Preisen wie in Deutschland gibt es (noch) sehr wenige. Geschäftstermine vereinbaren Filipinos über SMS, über ein Festnetztelefon verfügt kaum jemand. Ist es doch so, ist Vorsicht von Nöten! Denn ein Telefonat von einem Festnetzanschluss auf ein Handy kann schnell mal das Monatsbudget eines Filipinos sprengen. Handys sind überall erlaubt, Ruhezonen gibt es nicht, selbst in der Universität wird während der Vorlesung wild getextet. Auch ein Klingeln ist erlaubt. Das Abstruseste jedoch ist, dass viele Filipinos einen Abkürzungsslang per SMS entworfen haben, der äußert gewöhnungsbedürftig ist. Da ständig hin und hergetextet wird, keiner aber lange schreiben und lesen möchte, gibt es Abkürzungen für jedes zweite Wort. Die wohl bekanntesten: ein u steht für „you“, die Zahl 2 steht für „two“ oder „to“, ein r steht für „are“, das n steht für „and“, you are wird zum „ur“, die Zahl 4 steht natürlich für „for“. Und so weiter und

so fort. Was ich anfangs noch komplett ablehnte, weil völlig abstrus, machte ich nach sechs Wochen selbst. Auch eine Erfahrung.

3.2 Besen Besen nichts gewesen: der Reinigungsprozess

Er darf in keinem philippinischen Haushalt fehlen – der sensationelle Staub- oder Dreckwischwegwedel. Dieser besteht aus einem zusammengebundenen Nichts aus kleinen Stöckchen, mit dem der Unrat im Haushalt von links nach rechts geschoben wird. Da das besagte Fegwerkzeug seinen Sinn nur bedingt erfüllt, kommt es umso häufiger zum Einsatz. Gefegt wird auf den Philippinen also von früh bis spät, man meint fast, es habe etwas Meditatives. Filipinas (Männer machen dies klassischerweise NICHT) fegen jedoch nicht nur im Haus, der Wohnung oder der Bambushütte. Nein, es wird auch außerhalb gefegt, also auf der Terrasse, vor der Wohnstätte, auf der Straße. Hauptsache, die Blätter – oder wahlweise auch die Kakerlaken – befinden sich für einige Minuten gebündelt auf einem Haufen. Auch hierbei stellte ich fest: Am Ende fegte ich selbst.

3.3 „Let`s eat“: Essen ist immer gut

Filipinos sind herzliche Menschen, die gerne lachen, sich unterhalten und viel erzählen. Wahrscheinlich deshalb essen sie auch gerne, zu jeder Tages- und Nachtzeit. „Let`s eat“ ist eine oft gehörte Aufforderung, einen knurrenden Magen aus höflicher Zurückhaltung oder Angst hat hier keiner. Findet ein Termin um kurz vor 12 Uhr statt, ist davon auszugehen, dass 90 Prozent der Filipinos allerspätestens um 12.30 Uhr zum Essen aufrufen. Oft heißt es dann auch „Are you hungry?“ und selbst, wenn dies nicht der Fall ist, wird gegessen. Der philippinische Magen ist konditioniert auf 12 Uhr, gegen 12.30 wird es grenzwertig. Und dieses Essen wäre nicht vollständig, wenn nicht ein Tellerchen mit Reis dazukommt. Was uns Deutschen das Brot oder die Kartoffel, ist den Filipinos (hier sind sie ausnahmsweise mal typisch asiatisch) der Reis. Verläuft eine Veranstaltung über den gesamten Tag, so gibt es mindestens dreimal bis viermal etwas zu essen. Vor dem Beginn der Veranstaltung das zweite Frühstück, gegen 10 eine kurze Pause mit Snacks, um 12 Uhr dann das besagte Mittagessen, um 14.30 den Kaffee mit etwas Süßem und natürlich das Abendessen. Sollte es dann noch länger dauern, folgt natürlich noch ein Spätabendsnack gegen 21, 22 Uhr. Zu traditionellen Festivitäten bringt jeder Essen mit, es wird bei Freunden oder Nachbarn ein und ausgegangen und gegessen. Da die philippinische Küche reichhaltiger ist als beispielsweise die vi-

etnamesische, die Filipinos aber auch sehr gerne Süßes (das haben sie ja von den Amerikanern) verzehren, findet man auch selbst auf dem Land eher selten ganz dürre Menschen. Sprich: am Filipino ist etwas „dran“.

3.4 Thank you, thank you, thank you, but no good-bye

Egal, wo man hingeht, sei es in ein Hotel, einen Supermarkt oder Kiosk, überall dröhnt einem das Wörtchen „thank you“ entgegen. Selbst wenn man die Eingangstür eines Cafés betritt, bedanken sich die Filipinos dafür. Thanks steht für alles hier, für guten Tag, auf Wiedersehen, alles Gute, und natürlich für „Danke“. Es wird sich für alles bedankt, häufig klingt es so, als spielten sie innerlich ein Band ab. Dagegen wird man ein simples „Auf Wiedersehen“ selten von irgendjemandem hören. Einem „Good-bye“ wird meist nichts erwidert. Mir erklärte zwischendurch mal jemand, dass Filipinos dieses Wort nicht benutzen, denn es stehe für etwas Endgültiges, für einen längeren Abschied. Und das treffe ja in den meisten Fällen einfach nicht zu.

3.5 Zeitung war gestern: heute gilt – Word of mouth

Viele Filipinos verfügen aus Kostengründen nicht über einen eigenen Fernseher. Zeitungen, vor allem qualitativ bessere, können sich die meisten nicht leisten, schon gar nicht außerhalb Manilas. Dennoch verblüffte es mich häufig, wie gut viele über vieles Bescheid wissen, sei es über das neueste Massaker auf Mindanao, die Präsidentschaftskandidaten oder aber das Wetter der nächsten Tage. Mundpropaganda, „word of mouth“, funktioniert großartig in diesem Land, es schien mir fast als redete man hier noch miteinander – auch gerne übereinander.

3.6 Musik für die Nerven: Verkehr im Moloch Manila

Mit Manila assoziieren die meisten nichts Positives. Einer der Hauptgründe: der Verkehr. An beinahe allen Wochentagen, insbesondere montags und freitags, stockt oder steht der Verkehr, für nicht einmal fünf Kilometer sitzt man zum Teil eine Stunde im Auto. Von diesen gibt es massenhaft auf allen erdenklichen Straßen und Gassen. Außerdem noch so genannte Jeepneys – eine Art Kleinbus für die vielen, die kein Auto besitzen und sich kein Taxi leisten können. Die zwei (siehe oben) öffentlichen Straßenbahnen der Mega-City sind immer komplett ausgelastet, die Luft, obwohl schon besser als

Anfang 2000, ist in vielen Ecken nur mit einem Tuch vor dem Mund einzuatmen, so viel Staub befindet sich in ihr. Das Wort „traffic“ zählt sicherlich zu den am meisten ausgesprochenen Wörtern der Stadt. Mit „traffic“ wird jeder geplatze Termin entschuldigt, jede Unpünktlichkeit, jede Laune. „Traffic“ ist eine Art Volkskrankheit, für die das Volk nur leider nichts kann. Denn es liegt am Verschulden der Politik, sich um eine vernünftige Infrastruktur zu kümmern, mehr in diese zu investieren und vor allem, die Dreckschleudern Nummer Eins, die Jeepneys, aus dem Straßenbild zu verbannen. So schön die alten, umgebauten Jeeps mit ihren farbenfrohen Bildern und Sprüchen auch aussehen, sie schaffen mehr Umweltprobleme als sie jemals lösen können. Gleichzeitig würde der öffentliche Nahverkehr zusammenbrechen, gäbe es sie nicht.

4. Glaube, Liebe, Hoffnung – Einstellung und Denken der Filipinos

4.1 Zweckoptimismus: „let’s hope for the best“ und andere Ermunterungen

Ich bewundere die Filipinos dafür, wie sie trotz dürftiger Lebensverhältnisse, immer wieder über sie hereinbrechende Umweltkatastrophen, Korruption und Vetternwirtschaft den Glauben an eine bessere Zukunft nicht verlieren. Sie ermuntern sich selbst und andere mit Sätzen wie „Let’s hope for the best“, „The best is yet to come“, oder „Tomorrow is another day“. Oftmals schwingt auch ein unterschwelliger Galgenhumor mit, den sie selbst jedoch niemals als solchen bezeichnen würden. So sagte mir mal Donato Bonifacio, ein 41-jähriger Taxifahrer, dessen Gesicht auch das eines 61-Jährigen hätte sein können, auf dem Weg in den Stadtteil Quezon City, der Vorteil, arm zu sein, sei, dass man nichts zu verlieren habe – außer der Hoffnung. Dr. Gene Nisperos, Arzt, Berater, Lebenskünstler und Präsident der Ärztevereinigung HEAD fragte mich nach einem Interview, wie ich nach Hause käme, ich sagte, erst mit der Straßenbahn, dann mit dem Taxi. Er blickte mich an, lächelte und meinte: „I have the merci of Public Transport“ – er also müsse ausschließlich mit öffentlichen Verkehrsmitteln fahren. Dieser Satz hatte nichts Anklagendes, Neid, so schien mir, ist dem Arzt völlig fremd.

4.2 Die Mächtigste im ganzen Land: die katholische Kirche

„Jesus is with you“ – vielleicht deshalb ziehen Filipinos Kraft aus Grauzonen. Der Glaube an Gott, den Allmächtigen, den Gütigen, den Vater, die-

ser Glaube wird (fast) jedem Filipino irgendwie in die Wiege gelegt. Im einzigen christianisierten Land Asiens sind rund 85 Prozent der Bevölkerung Katholiken, fünf Prozent Protestanten, weitere rund fünf Prozent Muslime. Meinen Beobachtungen nach praktizieren davon etwa 70 Prozent ihren Glauben. Nicht nur im eigenen Heim ist Gott Menschen nah, es wird auch vor jeder Unterrichtsstunde gebetet, vor jeder öffentlichen Veranstaltung, selbst vor Talkshows. Interessanterweise spiegelt sich bei der jüngeren Generation das Viergespann Hoffnung, Glaube, Liebe und Kraft auch im Schriftverkehr wieder: nicht selten enden E-Mails mit „god bless“, „more power“, „more energy“ oder „to God be the glory!“

Den Reisenden oder Fahrenden ist Gott, zumindest auf symbolische Art und Weise, besonders nah, weshalb in jedem Taxi oder Bus eine Jesusfigur oder ein Kreuz am Rückspiegel baumelt oder auf das Armaturenbrett geklebt ist. Ganz selten bin ich aber auch in Fahrzeuge eingestiegen, auf dessen Armaturenbrett eine kleine Buddhahfigur klebte. Buddhistische Gläubige sind sehr selten auf den Philippinen anzutreffen.

Dass die Philippinen trotz zahlreicher Probleme noch immer zu den Ländern mit der am schnellsten wachsenden Bevölkerung gehören (das Bevölkerungswachstum liegt bei 2,4 Prozent; in Asien insgesamt bei 1,3 Prozent; Deutschland: 0,3 Prozent) liegt nicht zuletzt an der Kraft der Kirche: Kinder zu gebären ist ein Segen, egal, ob zu Hause schon fünf hungrige Mäuler kreischen, das Geld knapp ist und der Mann trinkt. Die offizielle Kinderrate liegt bei 3,2 Kindern pro Frau, bei den Armen ist sie jedoch bis zu dreimal so hoch. So ist es nicht verwunderlich, dass schwangere Frauen mit dicken Bäuchen so selbstverständlich zum Straßenbild gehören wie bei uns die alternde Bevölkerung. Auf den Philippinen sind 60 Prozent der Bevölkerung jünger als 30 Jahre; eine verheerende Bevölkerungspolitik trägt dazu bei, dass sich hieran so schnell auch nichts ändern wird. In wenigen Jahren, so Schätzungen, werden auf den Philippinen mehr als 100 Millionen Menschen leben. Noch immer ist das Wort „Kondom“ tabuisiert, auf dem Land sind Kondome teuer und schwer erhältlich. Die Pille, so mein Eindruck, ist ausschließlich den Gebildeten und Vermögenden zugänglich. Gebildete Frauen sind es dann auch, die erst in ihren Dreißiger Jahren Kinder zeugen und meist nicht mehr als zwei haben.

So war es natürlich nicht verwunderlich, dass mich die meisten Filipinos auf der Straße oder im Verkehr auf meinen Familienstand und die Zahl meiner Kinder ansprachen: nachdem ich nach etwa drei Wochen begriffen hatte, dass kein Kind mit 32 zu haben hier auf verständnisloses Kopfschütteln stößt, erzählte ich immer dieselbe Geschichte: ich habe 1-2 Kinder, mein Mann komme mit den Kindern zwischendurch zu Besuch. Da arbeitende Frauen in der Großstadt keine Seltenheit sind, ja unter den modernen Frauen

sogar die Regel, löste die Ansage keine große Verwunderung aus. Natürlich fragte der ein oder andere, da immer gefühlsbetonte Taxifahrer mal nach, ob ich denn schon Sehnsucht hätte, ansonsten herrschte nach dieser Ansage meist Stille. Einmal musste ich besonders laut lachen, als ein Fahrer meinte, er wüsste auch nicht, warum in Europa so wenige Kinder und in Asien, vor allem auf den Philippinen, so viele Kinder zur Welt kämen. Nach einiger Zeit des Schweigens blickte er in den Rückspiegel, lächelte mich verschmitzt an und meinte dann: Wahrscheinlich seien die Asiaten einfach aktiver als die Europäer. Ja, dachte ich mir, das wird es sein, schließlich gehen die Lichter hier gerade auf dem Land recht früh abends aus.

Interessant war es natürlich auch, sich mit jüngeren Frauen Anfang 20 über das Thema Familie und Heirat zu unterhalten. Viele von ihnen werden schon mit 18 schwanger und heiraten den ersten Sexualpartner, wollen sie ihr Gesicht und den guten Ruf nicht verlieren. Diejenigen, die noch ohne Mann und Kind sind und in Manila leben, äußerten mir gegenüber im Vertrauen meist nur den einen Wunsch: Am liebsten, sagten sie mir, wollten sie einen Amerikaner heiraten, einen großen, kräftigen, weißen Mann – mit Geld. Diese Männer, so waren sie der festen Überzeugung, stünden nämlich auf Frauen wie sie mit Herz und könnten sie dann, „finally“, aus ihrem Land heraus führen. Einmal im Ausland könnten sie Geld an ihre Familien schicken, die meist nicht in Manila, sondern in irgendeiner der 76 Provinzen dieses Inselstaates in einer Bambushütte lebten. Meist schaute ich sie auf solche Bemerkungen hin nur lächelnd an, versuchte ihnen zu erklären, dass nicht allein die Merkmale „weiß, groß, Geld“ eine schöne Zukunft garantieren und dass sie sich das noch einmal genau überlegen sollten. Manchmal gestanden sie dann nach einer Weile ein, dass ihr eigentlicher Traum eine Farm in ihrer Provinz sei. Und dass sie nur nach Manila gekommen seien, um diesem Traum etwas näher zu kommen. Irgendwann. Meist, so stellte sich dann auf weitere Nachfrage heraus, hatten diese jungen Frauen noch nicht einmal das Geld, einmal im Jahr (zu Weihnachten) ihre Familie zu Hause zu besuchen. Denn sie verdienen, sei es an einer Supermarktkasse, in einem Kaufhaus oder in einem Massage-Salon, meist nicht viel mehr als 50-100 Euro im Monat. Allein in einer der vielen Girli-Bars im Rotlichtviertel in Manila, in Angeles City oder in Cebu mögen ungebildete Frauen etwas mehr verdienen – aber um welchen Preis?

4.3 Machtlose Bildungselite

In meiner dritten Recherchewoche lud mich die Ateneo Universität, eine der renommierten Privatuniversitäten des Landes, wenn nicht die Beste

überhaupt, zu einem Vortrag über Ungleichheiten im Gesundheitswesen ein. Die Referenten waren hochkarätig, ehemalige Gesundheitsminister, ein Professor von der University of the Philippines, eine bekannte Journalistin, der Präsident des Privatkrankenhauses The Medical City in Ortigas, Dr. Bengzon. Sie alle hielten interessante Vorträge, schlüsselten genau auf, wo die Ungleichheiten liegen, wie sie sich auswirken, welche Lösungsmöglichkeiten es gibt. Am Abend war ich mit einer Kollegin verabredet, die ich aus Deutschland kenne, Dr. „Marife“ Yap. Yap ist Associate Dean an der Ateneo School of Medicine and Public Health und Direktorin an der Health Unit der Ateneo Graduate School of Business. Sie hatte den Vortrag wie ich gehört. Ich fragte sie, warum nichts geschehe, wenn doch so viele schlaue Menschen in diesem Land genau analysieren könnten, woran es liegt und woran es mangelt und zudem die Konzepte für ein besseres und gerechteres Gesundheitswesen für alle in der Schublade liegen. Marife wurde beinahe böse, sie sagte, es sei Freitagabend und sie wolle über ein so ernstes Thema nicht länger reden, sie wolle sich entspannen. Eine Frau, die 16 Stunden am Tag arbeitet, sprach plötzlich und unerwartet von Entspannung und Abschalten. Was hatte ich Falsches gesagt?

Erst später begriff ich, dass Marife meine Frage unangenehm gewesen war. Sie, die zur Bildungselite gehört, im Land über die besten Kontakte verfügt und international auf Gesundheits-Kongressen unterwegs ist, hätte schließlich eingestehen müssen, dass sie alle letztlich machtlos sind. Und in einer Spirale aus Korruption, Vetternwirtschaft und veralteten Regeln gefangen.

4.4 Ja, nein, vielleicht, doch – Gesicht wahren auf asiatisch

Interessanterweise war es dieselbe Frau, die mir einige Wochen zuvor von einer Beobachtung ihrerseits in Deutschland berichtet hatte. Es gebe ein Wort im deutschen Sprachgebrauch, so Marife, das komme auf Filipino nicht vor. Es handele sich um das Wörtchen „Doch“. Der Filipino hat, wenn gleich laut und zumeist fröhlich, etwas Zurückhaltendes an sich, niemals würde er öffentlich auf seiner Meinung beharren. So war Marife meiner Frage beziehungsweise einer Argumentation über das philippinische Gesundheitswesen ja auch bewusst aus dem Weg gegangen, wusste sie doch, dass ich als Deutsche auf Dingen bestehen würde und sie auf eine klare Aussage festzunageln versuche. So ist es auch nicht verwunderlich, dass Asiaten, auch Filipinos, das Wort „Nein“ äußerst selten gebrauchen – nein, das weiß ich nicht, nein, das kann ich nicht, nein, das möchte ich nicht, gibt es nicht. Umso häufiger ist das Wörtchen „may be – vielleicht“ zu hören, vielleicht

könne man sich in ein paar Tagen treffen, vielleicht sei die Umsetzung des Projekts realistisch, vielleicht stiegen die Touristenzahlen 2010 in die Höhe. Vielleicht aber auch nicht.

Mit dieser Zurückhaltung, die für „direkte“ Deutsche sehr anstrengend ist, geht häufig eine Form der Unterwürfigkeit Westlern und Bessergestellten gegenüber einher. Mit den Worten „Hi Mum“ wurde ich selbst auf offener Straße ständig begrüßt, manchmal fehlte wirklich nur der königliche Knicks. Das koloniale Denken Westlern gegenüber hat seinen Ursprung in den langen Jahrzehnten unter ausländischer Führung. Zunächst kamen die Spanier 1521 ins Land, bis 1897, darauf folgten die Amerikaner im Anschluss an den spanisch-amerikanischen Krieg. Erst seit dem 4. Juli 1946 sind die Philippinen vollkommen unabhängig. Lediglich die besagte Bildungselite tritt Westlern gegenüber (meist) selbstbewusst auf, vor allem diejenigen, die sich ein Studium außerhalb des Landes leisten konnten oder einige Jahre im Ausland gearbeitet haben. Traurig zu beobachten ist, wie sich Filipinos untereinander behandeln. Die wirklich Reichen behandeln ihre Angestellten oftmals wie Sklaven, dem Großteil der Armen oder weniger verdienenden Bevölkerung gegenüber treten sie sehr arrogant auf.

4.5 „Let`s do a brainstorming“ – organisiertes Chaos

Ich erhielt gleich zu Beginn meines Aufenthalts die Möglichkeit, einem MBA-Health Kurs an der Ateneo de Manila Universität in Rockwell beizuwohnen. Da ich diesen Kurs als gute Vorbereitung für meinen dieses Jahr anstehenden Master in International/Public Health betrachtete, entschied ich mich dafür, jeden Samstagnachmittag dort hin zu gehen. Die Studenten, allesamt gut ausgebildete Ärzte zwischen 30 und 50, alle wohlhabend, zum Teil in den USA studiert und aufgewachsen und bezeichnenderweise alle massiv übergewichtig, nahmen mich gleich zu Beginn netterweise in ihre Arbeitsgruppen auf. Dadurch kam ich mehrfach in den (zweifelhaften) Genuss von Gruppenarbeiten, die sich meist über 45 Minuten hinzogen. Letztlich ging es hierbei meist darum, das Herausgefundene in einfachen Thesen zusammenzufassen und dem gesamten Kurs vorzutragen. Wie schwierig es einem Filipino fallen sollte, etwas in einer These zusammenzufassen, wurde mir nach einem dieser Samstagnachmittage schlagartig klar. Wir hatten zunächst minutenlang über Nichtigkeiten diskutiert, bis der Leiter meiner Gruppe, Alex, ein Brainstorming vorschlug. Während dieses Brainstormings, so Alex, sollte sich jeder darüber Gedanken machen, was eigentlich „das Problem des Problems“ sei. In diesem Moment schaltete ich mein bis dahin noch recht aktives Hirn ab, schließlich ergab das alles nach unserem

westlichen Denken nur bedingt Sinn. Mein Entschluss: Lächeln, lächeln und einfach lächeln.

Ich erwähne diese Begebenheit in diesem Kapitel, weil sie stellvertretend für ein oft vorgefundenes Chaos steht, bei dem sich jeder im Kreis dreht. Das Erstaunliche ist jedoch, dass am Ende dieses organisierten Chaos immer ein Ergebnis steht – meist sogar mit Punkt und Komma. Und natürlich schaffen es die meisten Filipinos erst auf den allerletzten Drücker, etwas vorzubereiten, herauszusuchen oder zu organisieren. Aber, so ihre Einstellung, was zählt, ist das Ergebnis. Recht haben sie ja irgendwie.

4.6 „Everybody is corrupt“

Es bleibt einem nach einiger Zeit ein Rätsel, wer eigentlich die letzten drei Präsidenten, also Fidel Ramos, Joseph Estrada und Gloria-Macapagal-Arroyo, gewählt haben soll. Befragt man die Leute zu ihrer Meinung über Politik beziehungsweise Politiker, fällt in weniger als einer Minute nur ein Wort: „Corrupt“. Dennoch, finden die Wahlen dann statt, lassen sich viele Filipinos doch schnell vom pathetischen Auftreten von Scheinhelden wie Estrada zum Kreuzchen überzeugen. Filipinos, so gestand mir ein Gesprächspartner in Cebu City, liebten Moovie-Stars oder erfolgreiche Sportler, deshalb hätten Personen, die offensichtlich keine Ahnung von Politik oder Wirtschaft haben, überhaupt Chancen. Estrada, ein Mann zweier abgebrochener Studiengänge, der vor seiner Wahl zum Präsidenten 1998 als Schauspieler gearbeitet hatte, überzeugte das Volk weniger mit seinem Können als mit der Tatsache, dass er in seinen Filmen meist den Rächer der Unterdrückten, also der Armen, gab. Wie er es schaffen konnte, trotz Korruptions- und Bereicherungsvorwürfen und Verlust seines Amtes im Jahr 2001 erneut für das Präsidentenamt in diesem Jahr zu kandidieren, ist mir trotz des Wissens um die Kungeleien zwischen Familienclans, Teilen der katholischen Kirche und des Militärs schleierhaft. Nach einigen Wochen in diesem Land voll der schreienden Ungerechtigkeit konnte ich die Korruptionsbeschwerden der Bevölkerung allerdings nachvollziehen – wengleich die oben gestellte Frage bleibt – schließlich handelt es sich bei den Philippinen um eine Präsidentialrepublik nach US-Muster, also um eine Demokratie, in der das Volk den Präsidenten wählt.

4.7 „Let`s interview everybody“ – Recherche für Anfänger

Während es in den kommunistischen Nachbarländern Vietnam und China einem Kraftakt gleichkommt, Kontakte zu knüpfen und Termine her-

zustellen, geschweige denn mal einen Tipp zu erhalten, wer als nächster Interviewpartner geeignet sein könnte, schien mir während meines Aufenthalts auf den Philippinen das Motto zu gelten: „Let’s interview everybody!“ Allein in der ersten Woche meiner Kontaktaufnahmen und Interviews habe ich circa 20 Adressen bekommen, samt Telefonnummern, wen ich wo über was interviewen könnte. Getreu dem Motto: je mehr, desto besser. Ich habe dies sehr genossen, meine fünf Wochen der Recherche vergingen wie im Fluge. Ich musste auf manche Tage vier Interviewtermine legen (was sich durch das Verkehrschaos über 14 Stunden ziehen kann), um der Vielfalt an Gesprächspartnern und Einblicken Herr zu werden. Vielleicht lag es am „regierungsnahen“ Thema, vielleicht an manch gutem Kontakt, die ich über die letzten Jahre in Verbindung mit den Philippinen knüpfen konnte. Doch ich wage zu behaupten: Selbst, wer zum ersten Mal in diesem Land ist und keinerlei Kontakte hat, stößt durch interessiertes Nachfragen auf so viel Wohlwollen, dass die Recherche für jeden Journalisten zur Freude wird – selbst wenn das eine oder andere Thema auf den Philippinen zu weniger erfreulichen Einblicken führt. Die wenigsten Filipinos versuchen das Dilemma des Landes zu verheimlichen, wie beispielsweise in China oder Vietnam. Hier wird offen über Missstände gesprochen, wenn man nur geschickt und vorsichtig genug darauf zu sprechen kommt. Falsch ist, es so zu machen wie ich an jenem Abend mit Marife. Wenn man Filipinos die Möglichkeit gibt, ihr Gesicht zu wahren und sich nicht schlecht für das Versagen zu fühlen, reden sie offen über Missstände. Eine sehr liebenswürdige Eigenschaft.

4.8 „I have a cousin“: Kontakte sind das A und O

Ist man dann übrigens einmal im Recherchefluss und stößt bei seinem Gegenüber auf Sympathie, kommt es nicht selten vor, dass dieser sich durch einen Kontakt, über den er verfügt, wichtig machen möchte. „Ms Merten, whenever you are at the airport – I have a cousin working there...“ versicherte mir ein Mitarbeiter des Gesundheitsministeriums nach einem zwei-stündigen Gespräch. Sollte ich Probleme mit meinem Visum haben – ein Anruf genüge, beteuerte er mit einem Zwinkern. Ich suggerierte meine größte Dankbarkeit und schüttelte ihm minutenlang die Hand. Er wiederum fühlte sich gut, hatte er sich doch selbst mit dieser Aussagen und seinem Angebot seiner Ansicht nach aufgewertet. Kontakte auf den Philippinen sind alles, wer sie nicht nutzt, so die weitverbreitete Ansicht, ist selbst Schuld, wer sie nicht hat, hat Pech. Geld allein reicht oft nicht aus, Kontakte, sei es über Familie, Bekannte, Freunde, allein führen zum wahren Erfolg.

5. Der Plan vor dem Plan

Ich erinnere mich an den 10. Juli 2009 als wäre es gestern gewesen. Der Stipendien-Vertrag mit der Heinz-Kühn-Stiftung war unterschrieben, Anfang November, so sagte ich Ute Maria Kilian, sollte es losgehen. Eigentlich hatte es ja schon vorher losgehen sollen, aber wie so oft in meinem sehr bewegten Leben war noch das ein oder andere Projekt dazwischengekommen, der ein oder andere Artikel zu schreiben gewesen. So hatte sich auch erst relativ spät ergeben, dass ich von August bis zum 20. Oktober den ersten World Health Summit an der Charité in Berlin mit vorbereiten sollte, parallel dazu stand zum ersten Mal der Online-Unterricht als Dozentin für health journalism am Asian Center for Journalism an der Ateneo de Manila Universität bevor. Ute Maria Kilian hörte sich meine Pläne an diesem besagten 10. Juli an, und das Erste, was sie mir (sympathischerweise) sagte, war: Na, dann solle ich mich vor dem Start meiner Recherche aber noch mal ein paar Tage ausruhen, das klinge doch alles recht geballt.

So war es natürlich auch. Deshalb hatte ich einen „Plan vor dem Plan“ geschmiedet. Ein Woche Urlaub sollte drin sein. Und warum sollte ich diesen Urlaub nicht gleich dort verbringen, wo ich ohnehin hinwollte und wo das Inselparadies unbegrenzt ist? Auf den Philippinen.

5.1 Kein Wasser auf Palawan

So flog ich wenige Tage nach dem Weltgesundheitsgipfel nach Manila, genau genommen zwei Wochen vor dem offiziellen Start meiner Recherche. Die ersten Tage richtete ich mich ein, frischte meine Kontakte auf, schloss einige Publikation ab und vereinbarte erste Interviewtermine. Fünf Tage später stieg ich bereits in den Flieger auf die Insel Palawan, im Südwesten des Inselstaates gelegen, eine 400 Kilometer lange und 40 Kilometer breite, meist hügelige Insel. Zweimal zuvor war ich dort gewesen, das erste Mal im Jahr 2000, das zweite Mal mit einer Freundin im Anschluss an die *journalists.network* Reise im Frühjahr 2007. Dieses Mal, so hatte ich mir überlegt, sollte die Erholung jedoch fernab jeglicher Zivilisation stattfinden – ohne Fernseher, Radio und Strom. Ein Bekannter von mir, ein philippinischer Architekt aus Manila, hatte mir eine Unterkunft in der Nähe von San Vicente empfohlen; San Vicente liegt sechs Autostunden von der Inselhauptstadt Puerto Princessa entfernt. Rund um meine (wenngleich luxuriöse) Bambushütte gab es keinerlei Infrastruktur, keine Straße, keinen Supermarkt, nichts. Ein bis zwei Mal am Tag kam ein von einem Wasserbüffel gezogener Kleintransporter daher; ansonsten

gab es nur einen Mitte 20-jährigen Mann, der sich mit seiner Frau um meine Unterkunft kümmerte, wenn kein Gast da war. Diokno half, wenn das Wasser wieder mal nicht floss, er zeigte mir, wo ich einige Kleinigkeiten (das meiste hatte ich in Puerto Princessa im Vorfeld gekauft) erwerben konnte und brachte mich am dritten Tag mit einer kleinen Bangka auf dem Wasserweg zum Markt von San Vicente. Ansonsten hieß es hier: Ruhe, Ausruhen, Gedanken ordnen. Am sechsten und vorletzten Tag allerdings packte mich die Abenteuerlust. So lieh ich mir ein Motorrad aus und erkundete ein wenig die Umgebung. Während es um Puerto Princessa herum immerhin einen recht bekannten Strand, den Sabang Beach, und einen sehr bekannten Unterwasserfluss, den Underground River, gibt, entdeckte ich um San Vicente herum nichts außer Dschungel. Touristen verirrten sich hierher nur sehr selten, die meisten von ihnen zieht es eher in den Norden Palawans, nach El Nido oder noch weiter nördlich Richtung Coron. Die ärztliche Versorgung, so musste ich leider noch am selben Tag feststellen, war dementsprechend weder für Touristen noch für Einheimische ausreichend. Kurz vor dem Hereinbrechen der Dunkelheit stürzte ich mit dem Motorrad und zog mir eine Brandwunde zweiten Grades am rechten Unterschenkel zu. Was zunächst harmlos aussah, entpuppte sich leider als äußerst schmerzhaft. Gleich am nächsten Tag brachte Diokno mich mit der Bangka nach San Vicente, das nächste halbwegs vernünftige Dorf mit einer kleinen Gesundheitsstation. Ohne es zu wollen, war ich also mittendrin in meiner Recherche, denn Teil meines eigentlichen Plans war es ja gewesen, die Versorgung in Manila mit der auf dem Land zu vergleichen. Obwohl mir schon vorher klar war, dass Welten zwischen einer perfekt ausgestatteten Privatklinik in Manila für reiche Filipinos und Westler und einer kleinen Gesundheitsstation auf dem Land liegen würden, erschütterte mich das, was ich in San Vicente vorfand, doch mehr als erwartet: Ein Arzt war zunächst nicht zugegen, ich musste eine Stunde auf ihn warten. Wasser zum Reinigen der Wunde gab es nicht, lediglich ein wenig Jod, einen Tupfer und eine Schere zum Abschneiden der verbrannten Hautfetzen. Außer, dass mir der Arzt eine Tetanus-Spritze verpasste, geschah in der kleinen Station nichts. Medikamente waren hier nicht vorrätig, an der Wand hing ein selbstgemaltes Plakat, auf dem zu lesen war, in welchen Schritten man einen Patient mit Durchfall oder Austrocknung behandelt. In Deutschland hätte man die kleine Station nicht einmal als Erste Hilfe Zentrum bezeichnet. Immerhin, ich bekam Antibiotika und Schmerzmittel verschrieben, beides war in einer winzigen Apotheke gleich um die Ecke erhältlich. Darüber hinaus war die „Versorgung“ kostenfrei, wer wollte, konnte ein paar Peso in eine Spendenbox schmeißen. Ich habe in den letzten Jahren schon viele kleinere Krankenhäuser und Gesundheitsstationen gesehen, einige davon auch in Entwicklungsländern. Vor dem Hintergrund, dass ein Land wie dieses jedoch keine zwei Flugstunden von dieser

Insel entfernt in vollklimatisierten, perfekt ausgestatteten Luxus-Kliniken für Reiche Versorgung auf sehr hohem, westlichen Niveau anbietet, schockierte mich das Erlebte doch sehr. Doch ich sollte noch viel mehr sehen. Dann allerdings in meiner Funktion als Journalistin, nicht als Patientin.

Die Wunde entzündete sich übrigens, ich ging drei Tage später in ein Privatkrankenhaus in Manila. Dort sprangen sogleich fünf Ärzte um mich herum, schockiert vom schlechten Zustand der inzwischen faustgroßen Wunde, die bislang nicht gereinigt worden war und stark eiterte. Aufgrund der schlechten Eingangsversorgung und der anschließenden, starken Entzündung musste ich eine Woche lang jeden Tag in die Privatklinik in Makati (Makati Medical), es kostete eine Menge Geld. Natürlich hatte ich im Vorfeld der Recherche eine Auslandskrankenversicherung abgeschlossen, insofern waren die rund 200 Euro zu verschmerzen. Was aber passiert mit denjenigen Leuten, die in San Vicente leben? Die Unfälle haben, schwerere als der meine, oder die wirklich krank sind? Die sich keinen Flug nach Manila leisten können? Die das Geld für Medikamente, die keine Kasse übernimmt, nicht haben – immerhin sind das nach Angaben von Dr. Gene Nisperos (HEAD) 50 Prozent? 50 Prozent von 90 Millionen Inselbewohnern. Ich habe Kinder gesehen, kranke Kinder mit Herzfehlern, deren Eltern auf Palawan kein Geld für den Flug nach Manila und die Behandlung im dortigen Heart Center haben. Ihr Leben hat noch nicht ganz angefangen, da ist es schon zu Ende.

6. Medical Tourism in the Philippines

6.1 Ein Land der Gegensätze auch im Gesundheitswesen

Ich hatte bereits 2007 während der zehntägigen Recherchereise auf die Philippinen festgestellt, dass sich die Gegensätze in diesem Land auch im Gesundheitswesen widerspiegeln. Die Regierung gibt zirka weniger als zwei Prozent ihres Bruttosozialprodukts für Gesundheit aus, die Weltgesundheitsorganisation empfiehlt mindestens fünf Prozent. 40 Prozent der Bevölkerung haben keinen Zugang zu Medikamenten, deren Preise sind bedingt durch fehlenden Wettbewerb und mangelnde Produktion von Nachahmerarzneimitteln (Generika) selbst im Vergleich zu Europa sehr hoch. Über die einzige öffentliche Krankenversicherung des Landes (Phil Health) sind zwar inzwischen nach Angaben des Gesundheitsministeriums angeblich 80 Prozent der Filipinos versichert. Doch diese deckt nicht alle Behandlungskosten ab. Darüber hinaus gilt die Karte nur in Krankenhäusern, die bei Phil Health akkreditiert sind. Dazu gehören auf dem Land nur einige wenige.

Hier mangelt es zudem an Ärzten, diejenigen, die in kleinen, dürftig ausgestatteten Zentren wie dem in San Vicente oder in Distriktkrankenhäusern praktizieren, sind unterbezahlt und überarbeitet. Noch immer verlassen einige das Land, oftmals umgeschult zu Krankenschwestern und -pflegern, weil die in den USA mehr verdienen als ein Arzt auf den Philippinen.

Auf der anderen Seite verfügt das Land über hervorragend ausgebildete Ärzte, sehr gute Krankenschwestern und auch im internationalen Vergleich gut ausgestattete Kliniken insbesondere in der Hauptstadt Manila. Wer viel Geld hat – und das sind auf den Philippinen etwa zehn Prozent der Bevölkerung – ist selbst in einigen staatlichen Krankenhäusern wie dem Philippine Heart Center oder dem National Kidney and Transplant Institute in Manila bestens versorgt. Einige der privaten Kliniken des Landes, darunter das St. Lukes Medical Center und das Chong Hua Hospital in Cebu City, sind nach dem Standard der US-Joint-Commission International zertifiziert. Damit entsprechen sie weltweit angesehenen medizinischen Standards. Diese Kliniken werben mit Ärzten, die ihre Aus- und Weiterbildung in den USA absolvieren konnten.

Diese Vorteile, so beschloss die Regierung 2004, müsse der Inselstaat sich zu Nutzen machen. Man entschied, auf Medizintourismus zu setzen. Während andere Länder wie Thailand, Singapur, Malaysia oder Indien schon seit Mitte der Neunziger Jahre Geld mit der Kopplung von Urlaub an medizinische oder kosmetische Eingriffe verdient hatten, verbrachten die Philippinen viele Jahre im Dornröschenschlaf. Vielleicht aus einem Mangel an (wirtschaftlichen) Alternativen brach sich die Idee hier erst viele Jahre später Bahn. Schließlich, so hoffen die an dem Medical-Tourism-Konzept beteiligten Ministerien, könne sich das Land auf diese Weise langfristig auch den europäischen Markt erschließen. Hierbei sei von großem Vorteil, dass Englisch Amtssprache ist und viele Ärzte in den USA studiert haben. Um den Standort Philippinen wettbewerbsfähig zu gestalten, steckten Politiker Geld in den Ausbau von Krankenhäusern und Spas. Dahinter steckte und steckt eine Hoffnung: mithilfe der neuen Einnahmequelle bessere Rahmenbedingungen für heimisches Gesundheitspersonal schaffen zu können, damit Ärzte und Krankenschwestern im Land bleiben. Bislang haben bereits 10.000 Mediziner die Philippinen verlassen – das entspricht fast zehn Prozent aller Ärzte. Die meisten kommen nicht zurück.

6.2 Viele viele Fragen

Ich wollte während meiner fünf Recherchewochen herausfinden, ob Medizintourismus auf den Philippinen wirklich zukunftsweisend für das Land

ist. Kommen wirklich aufgrund der niedrigeren Kosten immer mehr Europäer und Amerikaner auf die Philippinen, um medizinische oder kosmetische Eingriffe mit einem anschließenden Urlaub unter Palmen zu verbinden? Ist der Leidensdruck durch lange Wartezeiten in Großbritannien und horrende Kosten in den USA wirklich so hoch, dass Patienten bis zu den Philippinen fliegen? Entsprechen die Kliniken in Manila und in der zweiten Medical Tourism Stadt, Cebu City, westlichen Standards? Gibt es Reise- und Medizintourismus-Agenturen, an die sich Interessierte wenden können? Sind die Strukturen vor Ort gut vernetzt? Wie sehr steht die Regierung wirklich hinter diesem Zweig? Oder ist es vielleicht doch nur einer von so vielen Plänen, der schon dieses Jahr mit einer neuen Regierung im Juni in der Schublade verschwinden wird? Was sagen deutsche Krankenversicherungen zur Behandlung im Osten? Gibt es bereits Kassen, die Teilleistungen übernehmen? Gibt es Agenturen auch hierzulande, die Asien, darunter auch die Philippinen, als Standort vermarkten? Und nicht zuletzt: gibt es Kritiker dieses Gesundheitstourismus, gibt es Leute, die den „Markt mit der Gesundheit von Menschen aus westlichen Ländern“ ablehnen? All diesen Fragen wollte ich nachgehen.

6.3 Viele Antworten und einige Schlussfolgerungen

Um auf alle Einzelheiten meiner fünfwöchigen Recherche einzugehen, müsste ich noch einmal 25 Seiten schreiben. Da mir dies nicht möglich ist, greife ich einige für mich besonders aufschlussreiche Begegnungen heraus.

Eine davon war – praktischerweise – eine meiner Ersten. Als Ansprechpartner für das „Philippine Medical Tourism Program“ auf Regierungsseite hatte mir eine Bekannte, eine in Deutschland lebende Filipina, Dr. Anthony Calibo empfohlen. Noch bevor ich diesen Mann traf, war mein Postfach voll mit Informationen über die Entstehung des Medizintourismus auf den Philippinen. Seitenlang erklärte mit Calibo, wer neben seinem Ministerium, dem Gesundheitsministerium, noch in die 2004 entstandene Initiative der Regierung eingebunden ist. Calibo listete feinsäuberlich alle Privatkrankenhäuser auf, die Eingriffe für Ausländer anbieten. Er erklärte mir in seinen Mails Schritt für Schritt, was von Regierungsseite bislang an internationalen Road Shows, Medical Tourism Kongressen und Tourismusbörsen stattgefunden hat. Ich war hellauf begeistert! Sollten alle Ansprechpartner so durchorganisiert und jederzeit verfügbar sein wie dieser Calibo, so mein Gedanke, würde ich endlich mal ohne großen Anstrengungen an Zahlen, Statistiken und Hintergrundinformationen geraten. Für einen Journalisten das

A und O und für Asien meinen bisherigen Erfahrungen zufolge längst keine Selbstverständlichkeit.

So besuchte ich Calibo also gleich zu Beginn. Schließlich eignete sich ein Mann wie er hervorragend, um den Weg in die tiefere Recherche zu ebnen. Vor unserem Treffen stellte ich mir Calibo folgendermaßen vor: zwischen 50 und 60, recht hohes Tier im Gesundheitsministerium, natürlich mit eigenem Büro und zig Angestellten, die um ihn herumspringen und, von ihm angewiesen, allerlei Informationen aus Schubladen ziehen. So war es nicht. Calibo ist, wenn überhaupt, nur wenig älter als ich, seine Stellung innerhalb des DOH ist keineswegs besonders. Er saß mit vielen anderen Mitarbeitern im Eingangsbereich des Ministeriums, vor ihm ein recht alter PC. Calibo erwies sich in persona als noch effizienter als angenommen. Während unseres zweistündigen Gesprächs konnte ich schrittweise alle meine vorbereiteten Fragen der Reihe nach durchgehen (was nie wieder geschehen sollte, weil keiner der darauf folgenden Gesprächspartner alle meine Fragen beantworten konnte...). Er war während der fünf Wochen der Einzige, der Tabellen zur Verfügung stellen konnte, Zahlen! Und noch besser: Seine Versprechungen, mir weitere Kontakte zur Verfügung zu stellen und mich diesen Kontakten vorab vorzustellen, löste der junge Arzt und Gesundheitswissenschaftler ein. Über ihn lernte ich eine Reihe von Managern der großen Krankenhäuser kennen, über ihn nahm ich Kontakt zum Health and Wellness Council in Cebu City auf. Er war es, der mir den Namen einer Bekannten nannte, die als Ärztin zur Krankenschwester umgeschult hat. Was für uns Deutsche selbstverständlich klingen mag, ist es auf den Philippinen keineswegs. Versprechungen werden, wie angedeutet, so gut wie nie eingehalten. Mit Kontakten versucht man sich wichtig zu machen, jedoch nicht dem anderen wirklich zu helfen. Calibo war anders, er hegte wirkliches Interesse für das Thema, wollte im Rahmen seiner begrenzten Möglichkeiten das Maximale herausholen. Er war der Einzige innerhalb der Regierungselite, dem ich vertraue, das Land voranzubringen. Calibo schrieb mir in den ersten drei Wochen meiner Recherche alle zwei Tage eine Textnachricht und fragte, ob er mir noch irgendwie helfen könne. Ich bedankte mich jedes Mal und wusste immer mehr zu schätzen, wie wertvoll dieser Mann für den weiteren Verlauf meiner Recherche war. Ein zweiter Calibo ist mir nicht begegnet.

Erstaunlicherweise war er es auch, der den Stand des Medizintourismus auf den Philippinen als „far cry from the original target“ bezeichnete. Das Ursprungsziel lautete: In kürzester Zeit rund 70.000 Medizintouristen anzulocken, um Ländern wie Thailand (angeblich 1,3 Millionen Medizintouristen) und Singapur (rund 350.000 Medizintouristen) zahlenmäßig näher zu kommen. Mit gerade einmal 29.000 Medizintouristen in 2007 sind die Philippinen in der Tat weit entfernt von der erhofften Zahl.

Wie sich im Laufe der weiteren Recherche herausstellen sollte, gibt es noch nicht einmal ein einheitliches Erfassungsverfahren. Kein Ministerium weiß, wer zu medizintouristischen Zwecken ins Land einreist, es gibt bislang noch nicht einmal ein Kästchen auf dem Einwanderungszettel, unter dem als Zweck der Reise „medical tourism“ angegeben ist. Obwohl vier Ministerien seit mehr als fünf Jahren in das Programm involviert sind und sich alle zwei Monate am „Runden Tisch“ zusammensetzen, haben sich die Akteure bislang gerade einmal über ihre jeweiligen Kompetenzen verständigt. Auch in diesem Punkt erwies sich Calibo als äußerst ehrlich und offen: Es seien zu viele Ministerien in die Initiative involviert, gestand er ein. Es habe einen langen Streit um Kompetenzen gegeben. Alles sei zu lange zu schlecht koordiniert worden. Mehr noch: Das Gesundheits- und das Tourismusministerium – die beiden „Zugpferde“ – hätten zu wenig Werbung für Medizintourismus gemacht. Das Image des Landes sei durch die prekäre Sicherheitslage in Mindanao schlechter denn je. Teile davon gestanden mir auch weitere Gesprächspartner ein. Die meisten taten dies jedoch mit einem vorwurfsvollen Unterton. Private Akteure warfen der Regierung Versagen vor. Andere Gesprächspartner aus der Regierung warfen Teilen der eigenen Regierung Versagen vor. Calibo hingegen erwähnte die Schwächen, ohne andere dafür verantwortlich zu machen. Er erläuterte den Ist-Stand und steckte künftige Ziele nicht übertrieben hoch. Seine direkte Mitspielerin im Tourismusministerium beispielsweise, die dortige Staatssekretärin Cynthia Carrion, war das genaue Gegenteil. In ihr Zimmer zu gelangen, gelang mir nur mit wochenlangem Vorlauf. Als es dann endlich soweit war, nahm sie sich nicht einmal 30 Minuten Zeit, einer ausländischen Journalistin zehn Fragen zu beantworten. Sie spulte die üblichen Vorteile der Philippinen als medical tourism Standort ab [gutes Englisch der Ärzte, gute Privatkliniken, Ärzte in den USA ausgebildet, Patient sei durch die philippinische Art des „caring und sharing“ der Krankenschwestern nicht allein „eine Nummer“]. In Zukunft, so Carrion, müsse natürlich alles „noch besser“ werden, schließlich brauche das Land „das Geld ausländischer Touristen für die Armen“. Als ich das Gespräch gerade unter „wenig ergiebig“ abhaken wollte, berichtete sie mir plötzlich von einer völlig abstrusen Idee: Die Philippinen sollten DAS Land für präventive Medizin werden, sie glaube an die Aufbewahrung von körpereigenen Stammzellen. Auf diese Weise, so hätten Ärzte ihr versichert, könnten später eventuell auftretende schwerwiegende Erkrankungen wie Krebs behandelt werden. Das philippinische Gesetz lasse ein solches Vorgehen zu. Anstelle zunächst einmal Dinge anzugehen, die auf der Hand liegen, hatte sich diese Frau einer Illusion von einem „Mekka für Präventivmedizin“ hingegeben. Immerhin,

so verriet Carrion mir beim Herausgehen (!), kümmere sich ihr Ministerium derzeit um ein spezielles Visum für Medizintouristen, das Reisenden Erleichterung bringe. Nun denn.

Noch an anderer Stelle wurde mir klar, wie besonders Dr. Calibo war – im Süden des Landes auf der Insel Cebu. Dort nämlich befindet sich das besagte „Health and Wellness Council“ der Stadt, ein Zusammenschluss der dortigen Ministerien, Privatkrankenhäuser, Hotelketten, der Spa-Vereinigung der Region sowie von Reiseveranstaltern. Obwohl alle Beteiligten an Herzlichkeit nicht zu überbieten waren (und das meine ich keinesfalls ironisch), suchte man auch hier die Verantwortung für das bisherige Scheitern des Medizintourismus bei „den anderen“. Dies geht so weit, dass die Region Cebu in ihren Werbebroschüren für Medizintourismus mit Cebu, nicht mit den Philippinen, wirbt. Schließlich sei die Regierung in Manila dafür verantwortlich, dass bislang nichts Effektives geschehen und der Ruf des Landes schlecht sei. Die Mitglieder des Gremiums haben die bisherigen Treffen in Manila boykottiert. Frontmann Oscar Tuason glaubt nicht an ein Gelingen von Medizintourismus in einem Moloch wie Manila. Die Stadt Cebu hingegen biete Touristen alles, was das Herz begehrt. Obwohl Tuason in Teilen Recht hat, konnte ich als Ausländerin nicht begreifen, warum sich das Land erneut so viele „eigene“ Steine in den Weg legt. Würden die beiden Städte und die dortigen Regierungen kooperieren, wäre dies ein deutlicher Gewinn für das gesamte Land. Medizintouristen könnten beispielsweise den medizinischen Part in Manila vornehmen lassen und anschließend für einen Kultur- oder Wellnessaufenthalt nach Cebu fliegen. In der Tat ist dort die Luft besser und befinden sich dort schönere Hotels und Spas direkt am Meer. Auch die ärztliche Versorgung wäre durch die dortigen, sehr gut ausgestatteten Privatkrankenhäuser gewährleistet, müsste der Patient noch einmal zur Nachsorge. Derzeit heißt es jedoch nur: „bypassing Manila“.

Das Land beziehungsweise der Medizintourismus krankt jedoch nicht nur an der fehlenden Vernetzung der Akteure und deren unsinnigen Schuldzuweisungen. Es mangelt auch an der notwendigen Sorgfalt. Henry Schumacher, Vize-Präsident der Europäischen Handelskammer in Manila, drückte es während unseres ersten Treffens so aus: „Das saubere Bett allein reicht für den Erfolg des Medizintourismus nicht!“ Es müssten auch die Leistungen der Krankenhäuser stimmen. Ich gebe Schumacher nach meinen Besichtigungen von vier Privatkliniken in Manila und drei Privatkliniken in Cebu City insofern Recht als das diese Leistungen auch eine Servicementalität umfassen sollten. Um ausländischen Patienten Service zu bieten, müssen die Ansprechpartner für ausländische Patienten Fragen zum Standard und zum Qualitätsmanagement der Krankenhäuser umgehend beantworten können. Überall, sei es im „St. Lukes (dem ersten Krankenhaus in Mani-

la, das nach US-Kriterien zertifiziert ist) Hospital“, sei es im „The Medical City“ oder im „Makati Medical Center“ führten mich Damen in Businesskostümen zwar pflichtbewusst durch die Trakte für ausländische Patienten und zeigten mir die Technik nach neuesten westlichen Standards. Auch reichten sie mir meist zügig die Broschüren mit den Angeboten für Gäste aus Übersee. Wenn es aber um Fragen wie „Wie viele kommen?“, „Woher kommen die Patienten?“, „Welche Leistungen fragen sie nach?“ oder „Wie verhält sich die Zahl ausländischer Patienten gemessen an denen anderer Medical Tourism Destinationen in Asien?“ wurde ich überall auf Morgen vertröstet. Man müsse dies erst nachrecherchieren, dann erhalte ich eine Mail. Oder auch: Ich solle diese Fragen noch einmal zusammenfassen und per Mail schicken. Oftmals entschuldigten die Damen ihre Unsicherheit, was Zahlen und Vergleiche angeht, auch damit, dass man ja gerade erst so richtig mit Medizintourismus begonnen habe. Gerade erst bedeutet aber selbst bei großzügiger Interpretation der Fakten im Jahr 2006. Immerhin, in „The Medical City“ gestand die dortige Pressedame ein, dass „all you need hard data“ sei, am besten monatlich. Bislang gebe es jedoch landesweit keine Standards für Qualitätsdaten der Krankenhäuser. Vergleichbarkeit sei aus diesem Grund noch nicht einmal im eigenen Land möglich. Immerhin, auch in Deutschland hat der Gesetzgeber die Krankenhäuser erst vor wenigen Jahren dazu verpflichtet, Qualitätsberichte zu veröffentlichen. Es könnte also auf den Philippinen noch eine Weile dauern.

Überrascht hat mich noch etwas anderes während meiner Recherche: zu erkennen, wie selbstverständlich die meisten Filipinos mit dem Thema an sich umgehen. Nicht ein Manager der vielen Privatkliniken, die ich mir angeschaut habe, schlug den Bogen zu der sonstigen Gesundheitsversorgung für die breite Masse. Die meisten waren stolz darauf, wie qualitativ hochwertig Ärzte hier arbeiten. Ich bin während meiner vielen Gespräche nur auf drei Menschen gestoßen, die Medizintourismus als „Markt“ ablehnen. Auf drei. Selbst in vertraulichen Momenten hat niemand auch nur ansatzweise Zweifel eingestanden.

Unter diesen Personen befindet sich der Leiter der Health Alliance for Democracy, Dr. Gene Nisperos, einer Ärzteorganisation aus Quezon City, Manila. Nisperos erzählte mir, dass es nicht viele kritische Ärztezusammenschlüsse auf den Philippinen gebe. Ernst zunehmend seien nur die „Mind-Doctors“. Diese lehnten aber traurigerweise Medizintourismus nicht einmal ab, sie seien lediglich gegen die Auswanderung von Ärzten. Von Nisperos erfuhr ich viele niederschmetternde Fakten über das philippinische Gesundheitssystem. Manche davon waren noch ernüchternder als ich es erwartet hatte. So hat Nisperos zufolge die Auswanderung von Ärzten in den letzten zwei Jahren noch einmal zugenommen, auch die ungleiche Stadt-Land-

Verteilung der Ärzte hat sich zugespitzt. Von den derzeit 30.000 im Land praktizierenden Ärzten befinden sich 6.000 in Manila, 4.000 arbeiten um Manila herum. Das bedeutet bei einer Bevölkerungsgröße von 90 Millionen Menschen, dass ein Arzt für rund 26.000 Filipinos zuständig ist. Die wenigen Veränderungen beziehungsweise Fortschritte, die mir Gesprächspartner aus Regierungsreihen als Fortschritte zu verkaufen versucht hatten, relativierten sich im Anschluss an das Gespräch mit Nisperos. So sei zwar 2009 die „Maximum Retail Price Executive Order“ erlassen worden. Von diesem Beschluss seien allerdings nur fünf Medikamente von insgesamt rund 650 betroffen. Die Pharmaunternehmen mussten den Preis für diese fünf Medikamente zwar infolge des Beschlusses um 50 Prozent des höchsten Originalpreises senken. Nisperos zufolge sind die Originalpreise aber derart hoch, dass eine fünfzigprozentige Senkung den Verkaufspreis für die breite Masse noch immer unerschwinglich macht. Nach Ansicht des Dekan der Ateneo School of Medicine and Public Health können sich ohnehin nur die Vermögenden Arzneimittel leisten, da helfe auch ein „Cheap Medicine Act“ oder eine „Maximum Retail Price Executive Order“ nichts.

Der zweite Kritiker des Medizintourismus ist der Deutsche Botschafter in Manila, Christian-Ludwig Weber-Lortsch. Die mangelnde Servicestruktur auf den Philippinen verhindere echte Fortschritte, findet Weber-Lortsch. Als der Botschafter 2007 seinen Posten antrat, hatte er grundsätzlich nichts gegen Medizintourismus einzuwenden. Die letzten zweieinhalb Jahre hätten ihn aber eines Besseren belehrt, gestand er im Gespräch ein. „Der typische Expat fliegt deshalb noch immer nach Bangkok oder Singapur“, glaubt der Diplomat.

In meiner vorletzten Recherchewoche war ich einen Tag mit den German Doctors („Ärzte für die Dritte Welt“) unterwegs, eine Organisation, die 1983 der deutsche Jesuitenpater Bernhard Ehlen ins Leben gerufen hat. Das Komitee der deutschen Organisation mit Sitz in Frankfurt/Main hat neun Projekte auf den Philippinen, darunter eines in der Stadt Cebu. Die dortigen deutschen Ärzte arbeiten unentgeltlich, einer von ihnen ist Dr. Dietrich Busse. Busse arbeitet zusammen mit Nene Bagor. Bagor ist gelernte Hebamme. Wöchentlich behandeln die German Doctors rund 600 Patienten aus der Region, darunter 20 Prozent Kinder. Meist suchen sie mit ihrer sogenannten Rolling Clinic zwei prekäre Orte am Vormittag und zwei am Nachmittag auf. Das Bild, das sich einem in den Slums und auf den Müllkippen der Stadt Cebu bietet, ist ein Bild des Elends: Schmutzige Kinder ohne Kleidung, die im Dreck spielen, oftmals ohne Haare, da diese durch die vielen Schmutzkrankheiten entfernt werden mussten. Die meisten von ihnen sind aus Geldmangel fehl- oder unterernährt. Es sind die schlechten hygienischen Verhältnisse, die zu Hautkrankheiten wie Krätze oder Pilzkrankungen führen,

die Fehlernährung verursacht Durchfall und Bluthochdruck. Bagor ließ sich von mir eine Weile meine bis dato gesammelten Ergebnisse zum Thema Medizintourismus erzählen und schaute mich im Anschluss etwas ratlos an. „Es ist unfair, in Medizintourismus zu investieren, wenn es doch so viele andere Probleme in diesem Land gibt“, sagte sie nach einer Weile.

Auch von Dr. Otmar Kloiber, Generalsekretär des Weltärztebundes, und von Ordensschwester Gaudelia Baluyot am Perpetual Hospital in Cebu City hatte ich Kritik am Geschäft mit Patienten aus dem Ausland erwartet. Diese Kritik blieb jedoch aus.

Erst mit den Wochen habe ich begriffen, warum das so ist. Warum es nicht mehr Kritiker gibt. Aus meiner heutigen Perspektive hat dies zwei Gründe: Zum einen rechtfertigen viele Privatkrankenhäuser ihr Tun damit, dass sie etwa zehn Prozent ihrer Leistungen auch nicht wohlhabenden, bedürftigen Filipinos zur Verfügung stellen. Damit, so hatte ich im Laufe der Zeit das Gefühl, entlasten sie ihr Gewissen. Und in der Tat gibt es spezielle Flure in Privatkliniken für arme Patienten, auf denen die Spitzenärzte stundenweise arbeiten. Diese Flure erkennt man schon allein daran, dass hier die für staatliche Krankenhäuser üblichen Plastikstühle stehen, kein Fernseher an der Decke hängt und sie meist im Außenbereich der Kliniken liegen.

Der zweite Grund hat mich persönlich wesentlich mehr überzeugt. Denn er hat mit dem Nationalstolz zu tun, der bislang nicht sonderlich ausgeprägt ist. Viele meinen also, Medizintourismus sei etwas Gutes, denn damit werbe das Land für seine gute ärztliche Versorgung. Es zeige, dass es etwas zu bieten hat, mithalten kann, auf hohem Niveau funktioniert. Dass es nicht ausschließlich das ständige Sorgenkind Asiens ist, geprägt von Wirbelstürmen, Konflikten in Mindanao und Prostitution. Aus dieser Sichtweise betrachtet gebe ich den Befürwortern dieses Trends Recht. Das Land braucht ganz dringend etwas, worauf es stolz sein kann.

7. Schönes, reiches und glückliches Deutschland?

Ja, Deutschland. Am Ende meines Aufenthalts überfiel mich erstmals, plötzlich und unerwartet, dieses Sehnsuchtsgefühl nach Deutschland. Mir war ja in meinem bisherigen Leben noch nicht wirklich aufgefallen, dass ich Deutschland wirklich mag, beziehungsweise hatte ich das dort Vorhandene nie wirklich geschätzt. Im Ausland lernt man sehr vieles zu schätzen. Vor allen Dingen lernt man es zu schätzen, in einem Land wie Deutschland geboren und aufgewachsen zu sein. Wir leben im Luxus und Reichtum, in einer sauberen, durchorganisierten Welt voller grüner Landschaften. Wir sind Weltmeister im Meckern über Belangloses, wir sind Sicherheitsfanati-

ker, Meister im Geld anlegen und nicht ausgeben, die Stimmungslage keiner Nation, so schien es mir nach meiner Rückkehr, ist so sehr vom Wetter abhängig wie die der Deutschen. Wir wollen immer das, was wir gerade nicht haben, selbst beim Wetter. Egoismus ist den wenigsten fremd, Nächstenliebe nicht selbstverständlich. Schade eigentlich, so mein Gedanke, dass man so weit hinaus in die Welt reisen muss, um das Zuhause zu schätzen, dass erst der Anblick des offensichtlichen Elends ein Gefühl des „Was haben wir es gut“ auslöst. Doch neben all der Freude über den Reichtum Deutschlands und dessen grüne Landschaften steht eine Frage noch immer unbeantwortet im Raum: Fühlen wir uns wirklich besser als die Filipinos? Gemessen an der Häufigkeit eines Lachens kann ich diese Frage klar mit „nein“ beantworten. Auf den Philippinen sitzen so viele tagein, tagaus im Dreck, müssen sich Tücher vor die Mäuler halten, um den Staub der Straßen nicht einzuatmen, so viele haben nicht ausreichend gesundes Essen zur Verfügung, kein eigenes Dach über dem Kopf, müssen viel zu lange im Schoße von Vater und Mutter leben, ohne dabei wirklich erwachsen werden zu können. So viele können nur einmal jährlich ihre Familie in ihren Heimatprovinzen besuchen, da sie kein Geld für den Flug oder den Bus haben. So viele haben nicht ein einziges Mal in ihrem Leben die Möglichkeit, ein anderes asiatisches Land, geschweige denn ein westliches Land zu besuchen. So viele können sich keine gute Hose oder keine gute Bluse leisten, keine Uhr, Sonnenbrille, Brille oder gar Kontaktlinsen. So viele fahren in ihrem Leben nicht einmal Taxi, so viele kennen das Wort „Urlaub“ nicht. Und dennoch lächeln sie, obwohl es nach unserem Empfinden so wenig zu lächeln gibt. Irgendwie auch schön, oder?

8. Danke

Danke zu sagen ist leicht und schwer zugleich; leicht, weil es ja etwas Schönes, Gebendes ist. Schwer, weil ein Dankeschön manchmal einfach nicht ausreicht für das, was man gerne sagen möchte. Deshalb fange ich mit dem leichten Teil an: mein Dank gilt der Heinz-Kühn-Stiftung, die mich „noch einmal“, aber erstmals als Journalistin, auf die Philippinen hat reisen lassen. Ich habe es als großen Luxus empfunden, fünf Wochen lang meiner Leidenschaft, dem Recherchieren, ausschließlich nachgehen zu können. Ich habe es als großen Luxus empfunden, mit so vielen interessanten Personen in Kontakt zu treten, mein Wissen erweitern zu dürfen, dafür Zeit zu haben. Mein Dank gilt ebenso Steffen Range – ehemaliger Heinz-Kühn-Stipendiat (auch Philippinen!), der mich bei der Bewerbung unterstützt hat, in dem er meine endlosen Seiten Korrektur las und mir auch beim Abschlussbericht

zur Seite stand. Nun der schwere Teil: ich könnte vielen Menschen, mit denen ich gesprochen habe und die mir Kontakte auf den Philippinen vermittelt haben, danke sagen, alle davon Filipinos. Doch ich möchte hier nur eine Person erwähnen, eine Filipina, die mit meiner Recherche zwar nichts zu tun hat. Die mir aber das Land, dessen Kultur und Sprache auf wundersame Weise näher gebracht hat: Esther. Salamat po, Esther!